

vielpersprechenden Ansatz hierzu böten neuere Praxistheorien. Aus ihrer Perspektive erscheint sozialer Wandel als Frage danach, wie soziale Praktiken entstehen und sich entwickeln, wie sie Träger rekrutieren und wie sich Komplexe von Praktiken formen und zerfallen (ebd.:1279).

Wenngleich ein solches Vorgehen besser geeignet scheint, umweltverträgliches Verhalten zu verstehen, ist festzustellen, dass sich die Mehrzahl der praxistheoretischen Untersuchungen im Bereich der Nachhaltigkeitsforschung auf einzelne Praktiken oder begrenzte Praxisbereiche – insbesondere den Bereich Konsum – konzentrieren, ohne die ganze Breite der Lebensführung und die vielfältigen damit verbundenen sich wechselseitig beeinflussenden Praktiken in den Blick zu nehmen (vgl. z.B. Brunner et al. 2007, Spaargaren 2011, Shove/Spurling 2013a, Jonas 2016). Um der Komplexität nachhaltiger Lebensführung gerecht zu werden, erscheint jedoch eine Berücksichtigung dieser ganzen Breite alltäglicher Praktiken und ihrer Wechselwirkungen erforderlich.

Auf die beschriebenen (umwelt-)soziologischen Leerstellen soll durch diese Untersuchung reagiert werden. Als Untersuchungsgegenstand bieten sich dabei gemeinschaftliche Wohnprojekte an, da in ihnen einerseits alternative Formen der Lebensführung erprobt werden (vgl. z.B. Tummers 2016: 2023f.) und das Wohnen andererseits einen zentralen Anker für die sozialen Praktiken der alltäglichen Lebensführung bildet und immer auch einen Spiegel der gesellschaftlichen Verhältnisse darstellt (vgl. Häußermann/Siebel 1996: 11ff.). Die vielfältigen »Zusammenhänge und Wechselbeziehungen zwischen Lebens-, Haushalts- und Wohnformen der Menschen einerseits und gebauter Wohnumwelt [...] andererseits wurden lange Zeit übersehen und ihre Bedeutung verkannt« (Rughöft 1992: 20). Diese Forschung greift diese Zusammenhänge und Wechselwirkungen auf und untersucht am Beispiel gemeinschaftlicher Wohnprojekte nachhaltige Lebensführung als komplexes Bündel sozialer Praktiken, deren Vollzug von einer Vielzahl von Einflussfaktoren und nicht in erster Linie vom individuellen Umweltbewusstsein abhängig ist.

2. Gemeinschaftliche Wohnprojekte als Reallabore sozialen Wandels?

Gemeinschaftlichen Formen des Zusammenwohnens und -lebens werden sowohl in der öffentlichen Debatte als auch im wissenschaftlichen Diskurs immer wieder Potenziale für eine nachhaltige Entwicklung, aber auch für die Begegnung anderer gesellschaftliche Herausforderungen zugeschrieben, wie etwa dem demografischen Wandel, der Ausdifferenzierung von Lebensstilen und der damit verbundene Vereinzelung von Menschen oder der in den letzten Jahren wieder in den Fokus der Öffentlichkeit tretenden Wohnungsfrage (vgl. Fedrowitz/Gailing 2003: 129ff., Kunze 2009: 167ff., Schrader-Stiftung 2013: 28, Wagner 2013: 72f, BBSR 2014: 9, Ginski/Schmidt 2014: 295, Lambing 2014: 115, Becerra/Kunze 2016: 7f., Tummers 2016:

2036). Dabei werden sie als »Reallabore« (Wagner 2013: 72f.), bzw. »micro-laboratories for new urban models for social interaction« (Tummers 2016: 2037) adressiert, in denen neue Praktiken und Lebensformen erprobt werden und die auf diese Weise soziale Innovationen hervorbringen (vgl. Kunze 2009: 182f., Lambing 2014: 67ff., Becerra/Kunze 2016: 7f.).¹ Aus soziologischer Perspektive sind gemeinschaftliche Formen der Lebensführung für Fragen nach einer *nachhaltigen* Lebensführung auch deshalb relevant, da sie Räume für Kooperation und wechselseitige Unterstützung bereithalten. Matthias Grundmann (2016: 6) zufolge ist Nachhaltigkeit auf der Ebene der Lebensführung »keine Tatsache, sondern eine erstrebenswerte soziale Praxis zum Zweck des Erhalts von ökologischen, ökonomischen und sozialen Ressourcen«. Es gehe darum, das gemeinsame Leben so zu gestalten, dass »es allen Beteiligten zugutekommt« (ebd.: 8). Dies impliziert eine Absage an eine individualistische Lebensführung, die allein die Interessen des Einzelnen ins Zentrum stellt und die Notwendigkeit einer gemeinschaftlichen Lebensführung, die weniger auf individuelle, sondern vielmehr auf »wechselseitige Nutzenmaximierung« (ebd.) ausgerichtet ist. Gemeinschaftliche Formen des Zusammenlebens stellen somit ein »Gegenmodell zu den wahrgenommenen Individualisierungs- und Vereinzelungstendenzen dar, bzw. formulieren darauf eine Antwort« (Pätzold 2014: 6).

»Ihre spezifischen kleinteiligen individuellen Lösungen, die als Reaktion auf die sich zuspitzenden sozialen, ökonomischen und ökologischen Probleme unserer Zeit entwickelt wurden, lassen sich auf die Gesellschaft übertragen und als sinnstiftende und effektive Teilbeiträge zur Bewältigung des gesellschaftlichen Wandels werten.« (Zibell/Kietzke 2016: 17)

Doch wodurch zeichnen sich gemeinschaftliche Formen des Zusammenlebens aus, welche Typen lassen sich unterscheiden und wie verbreitet sind sie? Zunächst lässt sich festhalten, dass gemeinschaftliches Wohnen kein völlig neues Phänomen ist. Vielmehr ist »[m]enschliches Wohnen [...] jahrhundertlang immer auch »gemeinschaftliches Wohnen« gewesen« (Fedrowitz 2016: 10). Infolge der sozialen Transformationsprozesse seit der Industrialisierung ging die Bedeutung gemeinschaftlicher Formen des Zusammenlebens jedoch immer weiter zurück. Erst in den letzten Jahrzehnten lässt sich eine Renaissance gemeinschaftlichen Wohnens beobachten (vgl. ebd.: 11). In der Literatur zu gemeinschaftlichen Wohnformen findet sich heute eine große begriffliche und konzeptionelle Vielfalt. Allein im deutschsprachigen Raum reicht die Bandbreite dabei von Wohngemeinschaften und Wohnprojekten über Genossenschaften und Baugruppen bis hin zu Kommunen, Ökodörfern und intentionalen Gemeinschaften². Auch der englische Begriff des Cohousings findet

1 Zur allgemeinen Bedeutung von Reallaboren für eine sozial-ökologische Transformation vgl. de Flander et al. 2014, Schneidewind 2014, S. 3.

2 Zum Begriff der intentionalen Gemeinschaften vgl. Dierschke et al. 2006.

immer stärkere Verbreitung.³ Als eine Art Minimaldefinition formuliert Micha Fedrowitz: »In gemeinschaftlichen Wohnprojekten leben Menschen, die sich bewusst für die gegenseitige Unterstützung und das gemeinschaftliche Leben entschieden haben« (ebd.: 9). Damit grenzt er gemeinschaftliche Wohnformen von Baugruppen und Baugemeinschaften ab, die insbesondere im internationalen Diskurs oftmals als Teil von Cohousing betrachtet werden (vgl. Becerra/Kunze 2016: 7, Tummers 2016: 2025), jedoch in erster Linie »die Synergieeffekte des gemeinschaftlichen Bauens [nutzen], um kostengünstiges individuelles Eigentum zu schaffen« (Fedrowitz 2016: 10). Als weiteres konstitutives Merkmal gemeinschaftlichen Wohnens wird in vielen Definitionen die Selbstorganisation oder zumindest die Beteiligung der Bewohner*innen an der Organisation des Zusammenlebens genannt (vgl. BBSR 2014: 9, Pätzold 2014: 6, Metzger 2016: 19, Zibell/Kietzke 2016: 16). Darüber hinaus findet sich in einigen Definitionen das Vorhandensein von getrennten Wohneinheiten als Merkmal gemeinschaftlicher Wohnprojekte (vgl. BBSR 2014: 9, Pätzold 2014: 6). Dies erscheint jedoch als unnötige Einschränkung, die sowohl stärker gemeinschaftlich ausgerichteten Projekten als auch innovativen Formen des gemeinschaftlichen Wohnens, die mit Zwischenformen experimentieren, wie z.B. Mirko- und Clusterwohnungen (vgl. ETH Wohnforum – ETH CASE 2016), nicht gerecht wird und der aus diesem Grund in dieser Untersuchung nicht gefolgt wird.

Insgesamt steht gemeinschaftliches Wohnen somit für ein »breites Spektrum von Gruppenwohnmodellen mit einer sozialen, solidarischen Komponente« (Schrader Stiftung 2013). Dabei wird in einer Vielzahl der Publikationen zu dem Thema betont, »that every community and therefore each project is unique« (Tummers 2016: 2027). Trotz dieser Einzigartigkeit lässt sich das Feld ordnen und es ist möglich unterschiedliche Formen gemeinschaftlichen Wohnens zu differenzieren. Fedrowitz (vgl. 2016: 10f.) unterscheidet zwischen sechs Typen gemeinschaftlichen Wohnens, die sich historisch in unterschiedlichen Zeiten und gesellschaftlichen Kontexten entwickelt haben. Ein *erster Typ* sind ihm zufolge Projekte, die infolge der Kommunebewegung der 1960er Jahre entstanden und denen auch die Kommune-Projekte der 1980er zugeordnet werden können. Charakteristisch für diesen Typus von Projekten »ist der politische und emanzipatorische Ansatz: Hier erproben Pionier[*innen] ein Gegenmodell zum gesellschaftlichen Mainstream [...]« (ebd.: 10). Ein *zweiter Typus* sind Frauenwohnprojekte, die sich seit den 1980er

3 Im internationalen Diskurs ist die Begriffsvielfalt noch größer und mitunter noch weniger einheitlich. In einer Literaturstudie von Tummers aus dem Jahr 2016 findet sich in Anlehnung an eine Differenzierung von Besson eine Übersicht über die internationale Terminologie kollaborativen Wohnens, die nicht weniger als 40 unterschiedliche Begriffe für alternativer Wohnformen in den Sprachen Französisch, Englisch, Deutsch, Niederländisch und Spanisch identifiziert, die vielfältige Überschneidungen beinhalten (vgl. Tummers 2016: 2025). Dabei werden wichtige Begriffe aus dem deutschen Diskurs, wie etwa »Wohnprojekt«, in der Differenzierung gar nicht berücksichtigt.

Jahren entwickelten und die seit den 2000er Jahren in der Form von sogenannten Beginen-Projekten⁴ erneut an Relevanz gewinnen. Ein *dritter Typus* gemeinschaftlichen Wohnens sind Fedrowitz zufolge Ökosiedlungen, die seit den 1980er Jahren entstanden. Sie verbinden soziale und ökologische Ziele und sind oftmals eher in ländlichen Regionen ansässig. Im Rahmen der »neue[n] Genossenschaftsbewegung« (ebd.: 11) entstand seit den 1980er Jahren ein *vierter Typus* gemeinschaftlichen Wohnens, der »die ursprünglichen Ideen dieser Organisationsform aufgriff] und [...] sie im Sinne gemeinschaftlich organisierter Wohnprojekte neu [belebte]« (ebd.). Mit diesem Typus verbunden ist auch die Legalisierung besetzter Häuser. Einen *fünften Typus* bilden »Lebensformen für ältere Menschen« (ebd., Hervorhebungen im Original), die seit den frühen 1990er Jahren an Bedeutung gewinnen. Diese Projekte, die teilweise durch institutionelle Akteure der sozialen Arbeit und Pflege gegründet oder begleitet wurden, zeichnen sich durch einen starken Fokus auf die »gegenseitige Hilfe im Alter und die Gestaltung der Lebensphase nach dem Beruf« (ebd.) aus und sind mitunter auch mit professionellen pflegerischen Angeboten verbunden. Den *sechsten und letzten Typus* in Fedrowitz Differenzierung bilden Mehrgenerationenprojekte, die vermehrt seit den 2000er Jahren gegründet werden und die stark auf die gegenseitige Unterstützung der Bewohner*innen im Alltag ausgerichtet sind. In den letzten Jahren, so ließe sich ergänzen, finden sich auch immer mehr dezidiert sozial-ökologisch ausgerichtete Projekte im urbanen Raum, die sich zum Ziel setzen nachhaltigere Formen der Lebensführung zu realisieren (vgl. z.B. Leitner/Littig 2016).

Auch wenn sie diskursiv eine gewisse Relevanz erlangt haben und durchaus als Trend bezeichnet werden können, so lässt sich feststellen, dass es sich bei gemeinschaftlichen Wohnformen rein quantitativ immer noch um ein Nischenphänomen handelt (vgl. BBSR 2014: 9, Metzger 2016: 21). Ihre genaue Anzahl ist jedoch schwer einzuschätzen, da es »nach wie vor keine Erhebung gibt, die die quantitative Bedeutung der vielfältigen jüngeren Wohnprojekte erfasst« (Metzger 2016: 21). Joscha Metzger schätzt auf Grundlage von Daten eines Wohnprojekteportals der Stiftung Trias die Anzahl in Deutschland auf deutlich über 750 Projekte. Fedrowitz geht in seiner Schätzung hingegen von »mindestens 2.000 – 3.000« (Fedrowitz 2016: 11) Projekten aus. Auch wenn diese großzügigere Schätzung zutreffen würde, wäre der Anteil am gesamten Wohnungsmarkt jedoch weiterhin gering. So konstatiert Tummers für die Europäische Union auf Grundlage eines breiten Verständnisses von Cohousing: »Outside of Denmark, co-housing rarely exceeds 5 %, or even 1 % of the housing stock« (Tummers 2016: 2028). Zugleich ist davon auszugehen, dass die Anzahl und Relevanz gemeinschaftlicher Wohnformen in den nächsten Jahren wei-

4 Beginen-Projekte sind eine spezifische Form der Frauenwohnprojekte, die an die mittelalterliche Tradition der Beginenhöfe anschließen (vgl. Dachverband der Beginen o.J.).

ter zunehmen wird, ohne jedoch »zu einem Massenphänomen zu werden« (BBSR 2014: 9).

Im Rahmen des Nachhaltigkeitsdiskurses wurden bislang insbesondere Ökodörfer und Kommunen, oftmals verstanden als »intentionale Gemeinschaften« (Kunze 2009: 53ff., Grundmann 2011: 278ff.), in den Blick genommen, die als »Pioniere des Wandels« (Wagner 2013: 73), bzw. »Pioniere nachhaltiger Lebensstile« (Lambing 2014: 89) »zukunftsfähige Lebensweisen« (Kunze 2009: 180), aber auch alternative, oftmals ökologischere Bauweisen und -verfahren erproben (vgl. Fedrowitz 2016: 11). Als »Transformatives System« stellen sie Felix Wagner zufolge »gelebte Versuche und Reallabore einer Kultur der Nachhaltigkeit« dar (Wagner 2013: 72f.). Ähnlich argumentiert auch Martin Schweighofer (vgl. 2018). Er beschreibt Ökodörfer als »Gefäß[e] kulturellen Wandels« (ebd.: 42) und »praktischer Ausdruck der degrowth-Idee« (ebd.: 52) und betont, »dass die große Nachhaltigkeitstransformation sozial-ökologische Gemeinschaften braucht« (ebd.: 54). Und tatsächlich finden sich verschiedene Hinweise, dass in Ökodörfern und Kommunen nachhaltigere Formen der Lebensführung realisiert werden. So zeigt eine explorative Studie von Karl-Heinz Simon aus dem Jahr 2006, die drei Gemeinschaftsprojekte (Kommune Niederkaufungen, Ökodorf Sieben Linden und LebensGut Pommritz) untersucht, dass die Treibhausgasemissionen der Projekte pro Kopf deutlich unter dem Bevölkerungsdurchschnitt liegen und auch im Vergleich mit ökologisch orientierten Familien »z.T. erhebliche Einsparerfolge zu verzeichnen [sind]« (Simon 2006: 161). Julio Lambing listet 2013 in Abwesenheit größerer quantitativer Studien eine ganze Reihe von explorativen Untersuchungen aus verschiedenen Ländern auf (u.a. Schottland, Ungarn, Dänemark, Deutschland und den USA), die hinsichtlich des Ressourcenverbrauchs in eine ähnliche Richtung weisen (vgl. Lambing 2014: 21f.). Darüber hinaus finden sich erste Hinweise, dass die Gemeinschaften auch hinsichtlich der sozialen Dimension der Nachhaltigkeit Vorteile gegenüber Einzelhaushalten aufweisen, da sie unter anderem sozial kooperative Verhaltensweisen begünstigen (vgl. Kunze 2006: 184, Simon 2006: 166f., Schweighofer 2018: 56). Sie bilden ein Setting, »das in Transaktion mit den sich darin befindenden Personen, Valenzen für Nachhaltigkeit hervorbringt und dem eine Ausrichtung auf Nachhaltigkeit immanent ist« (Wagner 2013: 228). Iris Kunze weist außerdem darauf hin, dass die in Gemeinschaften praktizierten konsensorientierten Entscheidungsstrukturen zur »Entwicklung selbstbestimmter und verantwortungsbewusster Individuen« beitragen und somit »als Beitrag zu einer zukunftsfähigen Sozialstruktur gesehen werden können« (Kunze 2006: 183). Zugleich muss festgehalten werden, dass die Datenbasis, die für diese Einschätzungen herangezogen wird, recht dünn ist und oftmals keine differenzierte Analyse der Lebensführungspraktiken beinhaltet.

Neben den Potenzialen der Lebensführung innerhalb der Gemeinschaften, lassen sich auch Wirkungen der Gemeinschaften nach außen identifizieren. Eine gro-

ße Bedeutung kommt dabei dem Wissenstransfer aus den Gemeinschaften in die Gesellschaft zu (vgl. Kunze 2009: 167). Kunze nennt hierfür drei wesentliche Methoden: So werden durch »wirtschaftliche und kulturelle Angebote und Kontakte mit der Region und meist auch darüber hinaus [...] die Werte und sozialen Umgangsformen nach außen getragen« (ebd.). Darüber hinaus unterhielten viele Gemeinschaften Seminarhäuser oder andere Formen von Bildungsangeboten. Schließlich würden auch unterschiedliche Formen der Beratung für Organisationen, Firmen und Verwaltungen angeboten (vgl. ebd.). Auf diese Weise repräsentieren intentionale Gemeinschaften oftmals lokale Keimzellen sozialer Innovation und Transformation, die ihre Umgebung aktiv mitgestalten und dazu beitragen »entleerte und geschwächte soziale Räume wieder zu beleben« (Lambing 2014: 115). Sie produzieren oder reaktivieren »Transformationserfahrungswissen«, das für eine nachhaltige Entwicklung von großer Bedeutung ist und nicht nur den Projekten selbst, sondern auch ihren sozialökologischen Umwelten zu Gute kommt (vgl. Kunze 2009: 179ff.). Abschließend soll noch auf ein kritisches Moment hingewiesen werden, das auch Martin Schweighofer thematisiert und das mit der »heiklen Frage nach dem *Innen und dem Außen und der Durchlässigkeit intentionaler Gemeinschaften*« (Schweighofer 2018: 59, Hervorhebungen im Original) verbunden ist. Denn trotz ihres Anspruchs offen zu sein, ist eine gewisse soziale Schließung für die Stabilisierung von Gemeinschaften von zentraler Bedeutung (vgl. ebd.). Diesbezüglich finden sich immer wieder Vorwürfe, die Gemeinschaften als »abgeschlossene Parallelwelten oder elitäre Zirkel« (ebd.) charakterisieren.

Anders als bei Ökodörfern, Kommunen oder intentionalen Gemeinschaften im ländlichen Raum, wo eine solche zumindest in Ansätzen realisiert ist, steht eine systematische Analyse der sozial-ökologischen Transformationspotenziale von gemeinschaftlichen Wohnprojekten im urbanen Raum noch weitgehend aus. Und das obwohl gemeinschaftliche Wohnprojekte im Verlauf ihrer Geschichte in erster Linie ein urbanes Phänomen waren (vgl. Fedrowitz 2016: 11). Wohnprojekte im urbanen Raum unterscheiden sich von Ökodörfern und Kommunen aufgrund ihres anders gelagerten Settings zum Teil deutlich. Auch verfügen sie – im Gegensatz zu Ökodörfern und Kommunen – oftmals nicht über einen dezidiert politischen Anspruch. Vielmehr handelt es sich Fedrowitz (2016:11) zufolge oftmals um eine »normale Wohnform« in der Synergieeffekte der gegenseitigen Hilfe und Unterstützung sowie Möglichkeiten der Selbstgestaltung des Wohnumfeldes genutzt werden«.

Die Publikationen zu gemeinschaftliche Wohnformen im urbanen Raum sind überwiegend von Diskursen über demografischen Wandel und neue Nachbarschaft inspiriert und diskutieren gemeinschaftliche Wohnprojekte weniger im Hinblick auf Fragen der Nachhaltigkeit als vielmehr als »Antwort auf gesellschaftliche Trends wie den demografischen Wandel, die Ausdifferenzierung von Lebensstilen und den Wunsch nach der Einbettung in eine nachbarschaftliche Gemeinschaft« (BBSR 2014: 9). Auch die Frage, ob gemeinschaftliche Wohnprojekte eine Antwort

auf die in den letzten Jahren wieder verstärkt ins Zentrum der öffentlichen Debatten rückenden Wohnungsfrage (vgl. Holm 2014) bilden können, wird diskutiert (vgl. Ginski/Schmidt 2014, Metzger 2016). Aus einer nachhaltigkeitsorientierten Perspektive sind die Ergebnisse dieser Untersuchungen relevant, da viele der bearbeiteten Fragestellungen und Problemlagen – als zentrale soziale Fragen – für die soziale Dimension der Nachhaltigkeit von Bedeutung sind. Wie in der Einleitung erläutert, greift das Konzept der Nachhaltigkeit diese Problemlagen auf und verbindet sie mit ökologischen Fragen. Aus diesem Grund werden die zentralen Ergebnisse der Untersuchungen in der Folge skizziert, auch wenn sie ursprünglich nicht unter dem Begriff der Nachhaltigkeit verhandelt wurden.

Hinsichtlich der Bedeutung gemeinschaftlicher Wohnprojekte für die Bearbeitung des demografischen Wandels hält eine Publikation Schrader-Stiftung fest: »[I]n der Grundidee gemeinschaftlichen Wohnens liegt eine Antwort auf demografische Herausforderungen und ein Beitrag zur Lösung wohnungspolitischer Aufgaben, der über Maßnahmen zur Eigentumsbildung hinausgeht« (Schrader Stiftung 2013: 28). Eine Studie, die im Auftrag des Netzwerks Soziales neu gestalten (SONG) durchgeführt wurde, versucht diese Potenziale durch eine »Social Return on Investments-Analyse« messbar zu machen (vgl. SONG 2009). Die Autor*innen konzentrieren sich auf die Frage, »wie sich quartiersbezogene, gemeinschaftliche Wohnprojekte auf den konkreten Hilfebedarf unterstützungsbedürftiger Personen auswirken« (ebd.: 11). Sie kommen zu dem Ergebnis, »dass die Gesellschaft auf sehr vielfältige Weise und auf allen Ebenen von gemeinschaftlichen Wohnformen profitiert« (ebd.: 229). Dies sei insbesondere durch die bessere gesundheitliche Entwicklung der Bewohner*innen in den untersuchten Projekten und den verringerten Bedarf an professioneller Pflege vermittelt. Darüber hinaus können sich positive Effekte »in Form der – intensiveren – Wahrnehmung wirtschaftlicher und kultureller Austauschbeziehungen« für das Quartier ergeben (ebd.).

Während die Studie des SONG die ökonomischen Vorteile gemeinschaftlichen Wohnens hervorhebt, erklären Barbara Zibell und Lisa Kietzke (vgl. 2016) seine steigende Attraktivität für viele Menschen mit zunehmenden ökonomischen Unsicherheiten und dem Abbau sozialstaatlicher Unterstützung. In diesem Sinne ist gemeinschaftliches Wohnen eher als ein Symptom gesellschaftlicher Veränderungen zu verstehen. Zwar betonen auch sie die Vorteile gemeinschaftlichen Zusammenlebens, binden ihre Bedeutung jedoch an eine »tiefgreifenden Transformation sozialer Sicherungssysteme« (ebd.: 15), die infolge neoliberaler Reformen seit den 1990er Jahren vermehrt Eigenleistungen von Bürger*innen forderten und mit allen Ambivalenzen des Leitbildes des sogenannten Aktivbürgers (vgl. Evers 2009, Lessenich 2012, Rosa 2012: 215ff.) verbunden sind. Demzufolge wirkten gemeinschaftliche Wohnformen in erster Linie kompensatorisch, da »gemeinschaftliche, in soziale Netzwerke eingebundene Versorgungsstrukturen eine ernst zu nehmen- de Alternative und für manche Menschen finanziell die einzige Möglichkeit« (Zi-

bell/Kietzke 2016: 13) darstellten, notwendige soziale und pflegerische Unterstützung zu organisieren. Die Bewohner*innen gemeinschaftlicher Wohnprojekte befassen sich demzufolge mit der »Entwicklung von Strategien, eigentlich gesamtgesellschaftlicher Problemlagen« (ebd.: 16).⁵

Hinsichtlich der Bedeutung gemeinschaftlichen Wohnens für die in den letzten Jahren wieder an Relevanz gewinnende Wohnungsfrage kann zunächst festgehalten werden, dass Wohnen ein Menschenrecht und zugleich »ein wesentliches Element der Lebenswelt von Individuen [ist]« (Beck 2012: 48). Gemeinschaftliche Wohnprojekte sollten dabei nicht als

»Wundermittel für gesellschaftliche Problemstellungen gesehen werden und darin überschätzt werden. Aber sie scheinen durchaus bemerkenswerte Potenziale für eine individuell gelingende Lebensgestaltung zu bergen und insbesondere in spezifischen Lebensphasen einen Ermöglichungsraum selbstbestimmten biografischen Handelns zu eröffnen.« (ebd.: 49)

Sarah Ginski und Gisela Schmidt (2014: 296) diskutieren die Frage, welchen Beitrag gemeinschaftliche Wohnformen zur Wohnungsversorgung spielen (können) und beschreiben gemeinschaftliche Wohnprojekte als »etabliertes Nischenprodukt im Aufwärtstrend [...] mit meist hochwertigen Angeboten für (neue) Wohn- und Lebensentwürfe«. Viele der Projekte seien jedoch auch sozial engagiert: »Ihnen geht es um die Schaffung von bezahlbarem Wohnraum [...], die Integration benachteiligter Gruppen und soziale Verantwortung für das Quartier.« (Ebd.) Ricarda Pätzold (2014: 7) stellt unter Verweis auf eine Befragung von Kommunen größerer Städte fest, dass diese »gemeinschaftlichen Wohnformen eine wichtige Rolle bei der Ergänzung und Ausweitung des Wohnangebots beimessen«. Metzger (2016: 21) hingegen mahnt an, dass gemeinschaftliche Wohnformen zwar einen »wichtigen Beitrag zur Schaffung und Erhaltung bezahlbaren Wohnraums leisten [können]«, einzelne Förderprogramme zu ihrer Unterstützung sich jedoch »als Mittelschichtsförderung entpuppen, ohne einen wirklichen Beitrag zu bezahlbarem Wohnen zu leisten«. Dementsprechend erscheint es wichtig, genau hinzuschauen und zwischen unterschiedlichen Formen gemeinschaftlicher Wohnprojekte zu differenzieren. Insbesondere die Zugänglichkeit gemeinschaftlichen Wohnens für unterschiedliche soziale Gruppen muss dabei berücksichtigt werden.

Wie auch im sozialen Bereich lässt sich auch hinsichtlich Publikationen zur ökologischen Bedeutung des Wohnens eine Einengung des Blickfeldes feststellen, die jedoch etwas anders gelagert ist. So wird der Bereich Wohnen zwar immer wieder in Nachhaltigkeitsberichten untersucht, allerdings zeigt sich dabei eine starke

5 Sylke van Dyk (2018) kritisiert die Inanspruchnahme der Bürger*innen für eigentlich sozialstaatliche Sicherungsleistungen und hat hierfür den Begriff des »Community Capitalism« geprägt.

Konzentration auf technologische Aspekte, während soziologische Fragen vernachlässigt werden. So findet sich beispielsweise im Bericht des Umweltbundesamtes zum Thema nachhaltiges Bauen und Wohnen zwar umfassende Analysen zum ökologischen Bauen, jegliche Fragen der sozialen Nachhaltigkeit werden jedoch ebenso wenig berücksichtigt wie die konkreten Formen des Zusammenlebens in den Wohnungen (vgl. UBA 2010). Auf diese Weise werden auch Normalitätsvorstellungen hinsichtlich des Wohnens reproduziert, etwa hinsichtlich der Fragen wer, wie und wo zusammenwohnt. Eine grundsätzliche Infragestellung der gesellschaftlichen Normalwohnverhältnisse findet nicht statt.

Neben den bereits diskutierten Studien gibt es auch einige wenige, die ökologische und soziale Potenziale gemeinschaftlicher Wohnprojekte gemeinsam in den Blick nehmen. So untersuchten Micha Fedrowitz und Ludger Gailing gemeinschaftliche Wohnprojekte schon 2003 als strategisches Element einer sozialen und ökologischen Stadtentwicklung. Hinsichtlich der ökologischen Potenziale heben sie dabei insbesondere die Ebene des ökologischen Lernens und Verhaltens hervor, da auch vermeintlich verhaltensneutrale technologische Innovationen nur im Zusammenspiel mit ihrer kompetenten Nutzung ihre Potenziale voll entfalten können (vgl. Fedrowitz/Gailing 2003: 48). Ihnen zufolge wirken gemeinschaftliche Wohnprojekte als »innovative Lernmilieus« (ebd.: 50). »Allein schon durch die in ihnen stattfindenden intensiveren Kommunikations- und Interaktionsprozesse begünstigen sie ökologisch motivierte Verhaltensveränderungen, die ihrerseits eine Stärkung des Gruppenbewusstseins bewirken können« (ebd.). Darüber hinaus komme es in ökologisch ausgerichteten Projekten mitunter zur gemeinsamen Entwicklung ökologischer Verhaltensnormen, die Verhaltensveränderungen anregen und von der Gemeinschaft in der sozialen Praxis kontrolliert werden (vgl. ebd.). Auch das Teilen von Gerätschaften, ein verstärktes Recycling, Carsharing und die Gründung von Einkaufsgemeinschaften wird in den Projekten, wenn auch nicht im gleichen Maße und nicht in allen, befördert (vgl. ebd.: 51). Insgesamt kommt es dort zu den »größten Lernfortschritten auf dem Weg zu ökologischem Wohnen und Leben in der Stadt [...], wo es am meisten Gemeinschaftlichkeit, Nachbarschaft und Selbsttätigkeit gibt« (ebd.: 52). Bezüglich der sozialen Potenziale betonen Fedrowitz und Gailing vor allem die Stärkung sozialer Netzwerke in Projekt und Quartier. Gemeinschaftliche Wohnprojekte – so die Autoren – wirken mit ihrer »sozial-integrativen Ausrichtung in den Stadtteil hinein« (ebd.: 61) und stellen somit »aktive Zellen einer demokratischen Gemeinde« (ebd.) dar. Darüber hinaus »vermitteln sie Stabilität in einer von Beschleunigung und Flexibilität geprägten postfordistischen Ökonomie« (ebd.: 53) und stärkten somit die Resilienz der Bewohner*innen gegenüber sozialem Wandel und dem Rückbau staatlicher Unterstützungsstrukturen. Neben instrumentellen Formen der gegenseitigen Unterstützung spielen dabei auch affektive Formen der Unterstützung eine wichtige Rolle (ebd.: 56). Schließlich diskutieren die Autoren – ganz ähnlich, wie die oben zitierte Studie des SONG – auch

die ökonomischen Potenziale gemeinschaftlichen Wohnens, wobei sie feststellen, dass es zu Kosteneinsparungen für Bewohner*innen und Gesellschaft durch das gemeinschaftliche Wohnen kommen kann. Zugleich betonen sie jedoch, dass gemeinschaftliche Wohnprojekte nicht unterstützt werden sollten, »weil sie billiger sind, sondern weil sie in sozialer und ökologischer Hinsicht Potenziale aufweisen« (ebd.: 63).

Eine der wenigen soziologischen Untersuchungen zu gemeinschaftlichen Wohnprojekten im urbanen Raum wurde von einem Forscherteam um Michaela Leitner und Beate Littig am Beispiel des Wohnprojekts Wien durchgeführt (vgl. Leitner et al. 2015, Leitner/Littig 2016, Littig 2017, Littig 2020). Ebenso wie in dieser Untersuchung werden dabei praxistheoretische Ansätze mit dem Konzept der Lebensführung verbunden und für eine Analyse der Nachhaltigkeitspotenziale gemeinschaftlicher Wohnprojekte fruchtbar gemacht. Die Ergebnisse der Analysen vor und nach dem Einzug der Bewohner*innen sind dabei ambivalent. Einerseits wird die etablierte Gemeinschaft von den Bewohner*innen als »äußerst positives und neuartiges Erlebnis geschildert« (Leitner/Littig 2016: 21). Darüber hinaus lassen sich durchaus, wenn auch moderate, Reduzierungen der CO₂-Emissionen in den Bereichen Ernährung, Mobilität und Energiebedarf für das Wohnen um ca. 17 Prozent nach dem Einzug feststellen (vgl. Littig 2017: 15). Andererseits ändert sich an der Aufteilung der Haus- und Care-Arbeit zwischen den Geschlechtern nur wenig. Außerdem ist das gemeinschaftliche Leben sehr zeitaufwändig und steht mitunter in Konkurrenz zu Praktiken der Erwerbsarbeit und privaten Interessen (vgl. ebd.: 15f.). Schließlich ist das Projekt sozial selektiv und setzt sich überwiegend aus Vertreter*innen eines »akademisch gebildeten, liberal-alternativen Milieu[s]« (ebd.: 16) zusammen. Entsprechend stellt Littig fest, dass es infolge des Umzugs in ein sozial-ökologische ausgerichtetes gemeinschaftliches Wohnprojekt nicht zu einer »völlige[n] Neugestaltung der Lebensverhältnisse [kommt]« (ebd.). Dies gelte sowohl für ökologischere Formen der Lebensführung als auch hinsichtlich der Geschlechterverhältnisse. »Vielmehr zeigt sich, dass dominante gesellschaftliche Praktiken und ihre sozio-materiellen Bedingungen [...] beschränkend auf sozial-innovative Praktiken wirken.« (Ebd.) Dieser Befund ist nicht sonderlich überraschend. Lokale Situationen und Variationen von Praktiken sind immer auch »Elemente sozialer Phänomene (Praktiken, Arrangements und ihre Bündel), die sich situationsübergreifend in Zeit und Raum erstrecken. Sie bestimmen daher lokale Situationen gerade, weil sie Elemente von Bündeln sind.« (Schatzki 2016: 34) Umso wichtiger erscheint es, weniger die Projekte als Ganzes, wie in den meisten Studien geschehen, sondern vielmehr die mikrosoziologischen Bedingungsfaktoren einer nachhaltigen Lebensführung kleinteilig und differenziert in den Blick zu nehmen, um Ansatzpunkte für sozial-ökologische Transformationsbemühungen zu identifizieren, wie es in dieser Untersuchung angestrebt wird.

Insgesamt deuten die verschiedenen Untersuchungen auf vielfältige Potenziale gemeinschaftlichen Wohnens hin. Zugleich hält Tummers hinsichtlich der Bedeutung gemeinschaftlichen Wohnens für sozialen Wandel fest, »that factual assessment of the volume and performance of co-housing projects is rare. Despite intensified research, it remains unclear to what extent co-housing initiatives de facto contribute to social cohesion and healthy cities« (Tummers 2016: 2024). Darüber hinaus kommt der Großteil der Publikationen zu gemeinschaftlichen Wohnprojekten im urbanen Raum aus dem Bereich der Stadtplanung. Die alltäglichen Praktiken der Bewohner*innen werden dabei – bis auf wenige Ausnahmen – nicht berücksichtigt (vgl. Tummers 2016: 2036). Die soziologische Frage, wie eine nachhaltige Lebensführung in der konkreten sozialen Praxis hergestellt und reproduziert wird und welche Bedeutung dabei dem sozio-materiellen Arrangements des Wohnprojektes genau zukommt bleibt somit – insbesondere für Wohnprojekte im urbanen Raum – bislang noch unterbelichtet. Dieser Mikrobereich ist jedoch von entscheidender Bedeutung, wie Fedrowitz und Gailing schon 2003 feststellen: Denn auf der Mikroebene, »in den konkreten Lebens- und Umweltbedingungen der Menschen entscheidet sich der Erfolg einer Strategie ökologischer [und, so ließe sich ergänzen, nachhaltiger] Stadtentwicklung« (ebd.: 49).

3. Erkenntnisinteresse, Forschungsperspektive und methodologische Grundlage

Nachdem nun zunächst die (umwelt-)soziologischen Leerstellen hinsichtlich einer nachhaltigen Lebensführung sowie die Bedeutung gemeinschaftlicher Wohnprojekte für diese erläutert wurden, fokussiert das folgende Kapitel noch einmal genauer Erkenntnisinteresse und Forschungsfragen, die Forschungsperspektive sowie die methodologischen Grundlagen der Untersuchung. Auf diese Weise werden die Grundlagen für die weiteren Ausführungen gelegt. Hinsichtlich des Erkenntnisinteresses wird dabei insbesondere die doppelte Zielrichtung der Untersuchung erläutert, die zum einen in der Analyse der Transformationspotenziale gemeinschaftlicher Wohnprojekte und zu anderen in der Entwicklung eines theoretisch differenzierten Verständnis nachhaltiger Lebensführung und ihrer Bedingungsfaktoren besteht. Die Diskussion der Forschungsperspektive ist für Fragen der Transformationsforschung insbesondere deshalb relevant, da sie im Gegensatz zu anderen sozialwissenschaftlichen Untersuchungen explizit auf die Analyse von Potenzialen von sozialen Phänomenen für eine nachhaltige Entwicklung ausgerichtet ist (vgl. WBGU 2011: 22f.) und somit immer eine normative Ausrichtung besitzt, die es zu reflektieren gilt. Auch die methodologischen Grundlagen der Forschungsmethodologie der Grounded Theory sind für das Verständnis und die Nachvollziehbarkeit des weiteren Vorgehens von Bedeutung. Eine besondere Rele-